

ANGELA TEMMING

SCHLAF,
MEIN KIND

LESEPROBE

KRIMINALROMAN

MIDNIGHT 



Die Autorin

Angela Temming, 1969 in Mannheim geboren, liebte schon früh die fein sortierte Sprache und erhielt dafür zum Abschluss ihrer Schulzeit den Scheffelpreis der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe. Nach dem Designstudium folgte Agenturarbeit in Text und Bild. Heute lebt sie als freie Grafi-

kerin mit ihrer Familie in Berlin, ist Mitglied der *Mörderischen Schwestern* und hat bereits mehrere Kurzkrimis in Anthologien veröffentlicht.

Das Buch

Ein schwedischer Ermittler auf den Spuren eines düsteren Familiengeheimnisses

Mila Sartori führt ein geordnetes Leben. Bis eines Tages Hauptkommissar Lennartsson vor ihrer Tür steht. Gemeinsam mit seinem Partner Hardy sucht er nach Milas Schwester Olivia, die seit Tagen nicht bei der Arbeit erschienen ist. Mila hat jedoch vor Jahren den Kontakt zu ihrer Schwester abgebrochen. Über den Grund schweigt sie beharrlich. Lennartsson fühlt sich immer mehr zu der zierlichen Mila hingezogen, doch er ahnt auch, dass sie ihm etwas Wichtiges vorenthält. Plötzlich macht die Polizei einen schrecklichen Fund, der den Fall in ein neues Licht rückt. Für Lennartsson wird klar: Bei Familie Sartori stimmt etwas ganz und gar nicht ...

Angela Temming

Schlaf, mein Kind

Kriminalroman

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Juli 2016 (1)
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016

Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-083-2

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt.
Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Für Carl.

Die Wahrheit, meine Herren und Damen, schwimmt immer gleich dem Öl obenauf, die Lüge aber ist ein Feuer, das nicht verborgen bleiben kann, eine neumodische Flinte, die den tötet, der sie abschießt.

Giambattista Basile,
italienischer Märchenerzähler

Du hättest stattdessen Mila vögeln sollen, die kann keine Kinder kriegen.

Olivia Sartori,
Lebenskünstlerin

Mittwoch, 3. März

Noch immer bot sie ihm keinen Tee an, obwohl auf dem alten Holztisch der Dampf über der Kanne aufstieg, bis hoch in den Schein der Lampe hinein. Vanilletee. Oder Erdbeere oder Rhabarber, so etwas. Er trat näher an das Küchenbuffet und betrachtete die Fotos, die an den Glasfenstern steckten, hingeklemmt als wären sie nichts Besonderes. Lachende und auch ernste Gesichter, denen er sofort vertraute, selbst wenn er ihnen nie begegnet war. »Von Ihnen?«, fragte er.

»Bis auf das Bild von der Party, ja.«

»Beeindruckend. Mein Onkel, der prahlt immer mit seinen Objektiv, trotzdem schafft er das nicht. Man muss schon gemocht werden, um so fotografieren zu dürfen.«

»Es sind eben meine Freunde. Sind wir fertig?«

Alle von ihr, nur das Bild von der Party nicht. Lennartsson sah genauer hin. Dieses Foto zeigte sie selbst, und obwohl es dunkel und verwackelt war, erkannte er, wie gelöst sie tanzte, die Arme erhoben, lachend. Sehr jung sah sie aus, höchstens Mitte zwanzig, die Aufnahme mochte schon zehn Jahre alt sein. »Wie Sie da lachen, das hat etwas. Etwas Entgegenkommendes. Etwas Kommunikatives.« Seinen Charme fand er gar nicht mal schlecht.

Doch sie schwieg. Stand angewurzelt dort in ihrer Ecke und schwieg. Mit einem Schritt hätte sie den Flur erreicht und die Straße, die Stadtgrenze, Polen.

Sie schwieg und blieb hier. Aus ihrem Ausschnitt lugte ein klein wenig schwarze Spitze hervor.

Lennartsson war noch keine vierzig. Er blieb auch.

Sein Äußeres alleine hatte noch nie Angst bei Frauen ausgelöst, bis auf das eine Mal, als die Klassenbeste bei ihm klingelte. Lilly hieß sie. Lilly, acht Jahre alt, blond und saubere Kleidung. Damals hatten seine Eltern mit ihm in einem eigenen Haus gewohnt, zusammen mit einem dicken, braunen Cockerspaniel, der zwar nicht mehr der Jüngste war, aber genug Aggressionen besaß, um kleine Tiere zu jagen und zu zerfleischen. Mäuse, Ratten, junge Kaninchen. An dem Tag, als Lilly klingelte, hatte Lennartsson dem Cocker ein Kaninchen entrissen, hinterm Haus, und als er an die Tür ging, hielt er es noch in seiner Hand. Ein bluttriefendes Kaninchen ohne Kopf. Vielleicht hätte er es dem Mädchen sofort erklären sollen, statt zu warten, ob Lilly ihr Ansinnen trotzdem vortrug. Sie floh und sprach drei Wochen nicht mit ihm, was für einen kleinen Jungen die halben Sommerferien sind.

Schwer zu sagen, ob Mila Sartori vor Hauptkommissar Lennartsson Angst hatte, wo er doch dieses Mal nichts, aber wirklich gar nichts in der Hand hatte. »Und Sie bleiben dabei«, stellte er freundlich fest. »Sie wissen nicht, wo Ihre Schwester ist.«

Rasch nickte sie. Eine Strähne fiel in ihr Gesicht, sie wischte sie zur Seite und lehnte sich an die Spüle. Auf ihrem Kleid fand sie einen Krümel, an dem sie zupfte, bis er herunterfiel.

Lennartsson ließ sie zupfen. Schlenderte an das Fenster, das zur Straße zeigte. Holz, Doppelkasten, zwischen den Scheiben bunte Vasen. Sicher nett anzusehen im Sonnenlicht. Wenn sie nur mal geschienen hätte, diese Sonne, in diesem typisch hartnäckigen, grauen Berliner Winter, der sich schon bis in den März hineingefressen hatte. Je trotziger die Kälte verharrte, desto weniger konnte sich Lennartsson vorstellen, wie aus dem Gestrüpp am Straßenrand wieder richtige Sträucher werden sollten. Aber klar, spätestens wenn der Frühling die Stadt endlich von Neuem erwärmte, kamen sie wieder. Berufsbedingt musste er sich fragen, ob auch Olivia wiederkommen würde. Und in welchem Zustand. Um diese Zeit fand

man Leichen da draußen, die wegen der niedrigen Temperaturen nur langsam verwesten, und manchmal wünschte man ihnen – bei aller professionellen Distanz –, es wäre schneller gegangen. Ratten waren ein großes Problem in Berlin, manchmal auch Füchse und Wildschweine. Knabberten an Gesichtern herum, pickten die Augen aus und scherten sich nicht um Fragen der Ästhetik.

Ohne sich vom Fenster abzuwenden, fragte Lennartsson: »Seit zwölf Jahren haben Sie keinen Kontakt, sagten Sie? Eine lange Zeit, nicht miteinander zu reden, jedenfalls für zwei Schwestern.«

»Das kommt vor«, erzählte sie seinem Rücken.

»Tatsächlich?«, fragte er.

Tatsächlich. Nur, es passte hier nicht. Er stand weder im sechs- undzwanzigsten Stock in der Platte, noch im Souterrain mit vier Hunden und Toilette auf dem Gang.

Ein friedlicher Dorfanger in Alt-Marienfelde, den kein Tourist hinter den breiten Fahrbahnen Berlins vermutet hätte. Eben flackerten die Gaslaternen auf und färbten die Luft langsam orange. Lennartsson mochte das irgendwie ganz gerne. Auch das Kopfsteinpflaster und diese eigenartig braven Häuser aus einer Zeit, in der man die Stube noch mit Kohle geheizt hatte. Mila Sartoris Haus war auch so eines. Auf dem Treppchen vor der Tür standen Töpfe mit Schneeglöckchen. Kitschig und liebevoll zugleich. Gegenüber die uralte Dorfkirche. Der Kirchturm, der über allem wachte, verteilte sechs kraftvolle Schläge, und, so seltsam das auch war, danach war es ruhiger als zuvor.

»Frau Sartori. Zwölf Jahre. Sie gehen Ihrer Schwester zwölf Jahre lang aus dem Weg. Ohne jeden Anlass.« Er wandte sich um, sie starrte auf den Boden. »Jemand wie Sie. Kommen Sie. Sie kümmern sich doch um die Dinge. Zum Beispiel um Ihren Garten, selbst bei der Kälte. Ich sehe in Ihrer Küche Fotos, Blumen, aber nicht viel Kram. Sie gehen sorgsam mit Sachen um, und ich bin mir sicher, ebenso mit Menschen.«

Ein kurzes Lächeln, immerhin.

So behutsam, wie es ihm nur möglich war, sprach er weiter: »Sie sind nicht kalt. Ich denke, es gibt einen vernünftigen Grund für diesen Bruch. Verraten Sie ihn mir. Vielleicht hat Olivias Verschwinden mit ihm zu tun.«

»Sicher nicht.« Mit den Fingern kringelte sie ihre Haarspitzen, ein ums andere Mal. Sehr feingliedrige Finger. Aber warum auch nicht, Mila Sartori war zierlich, sie hatte etwas von einer Elfe, allerdings einer Elfe aus Stahl. Lennartsson verschränkte die Arme.

Sie spielte mit ihren Haaren.

Er schwieg.

Sie seufzte, setzte sich an den Tisch und umschloss ihre Teetasse, die sie mit ihren großen, fast kindlichen Augen stur fixierte. »Wir hatten damals gestritten, ja, aber es ist Gras darüber gewachsen.«

Gras darüber, ganz schlimmer Einbrecher-Jargon. »Hat sie etwas verbraucht?«, musste Lennartsson grinsend fragen, vielleicht ein wenig zu kumpelhaft, und ihre Fingerknöchel traten hervor.

Treffer. Er ging die paar Schritte auf sie zu. Der leichte Vanilleduft, er kam von ihr, von ihren Haaren. »Frau Sartori, was immer es war, es ist zwölf Jahre her. Es ist längst verjährt.«

»Natürlich hat sie nichts verbraucht.«

Breit stützte sich Lennartsson auf den Tisch, baute sich vor ihr auf wie ein Kommissar und sprach wie ein Freund: »Vertrauen Sie mir«, lächelte er, und während er noch dicker auftrug, wusste er schon längst, er übertrieb es: »Ich bin einer von den Guten.«

»Warum respektieren Sie dann nicht meine Privatsphäre?« Rasch erhob sie sich. »Gott, ja, Sie haben recht, man versteht es nicht, aber es ist meine Sache! Nichts für Polizisten und nichts für irgendwelche Akten. Wir haben keinen Kontakt, bis auf die wenigen Male, wenn ich sie bei meinen Eltern sehe. Zuletzt an Weihnachten, also vor Monaten. Ich kann Ihnen nicht helfen. – Olivia hielt sich noch nie

an Regeln. Sicher macht sie nur blau, irgendwo in der Sonne. Sie wird zurückkommen. Und lachen über Ihre netten Bemühungen.«

Er richtete sich wieder auf. »Gut. Wenn der Privatweg so streng bewacht wird, werde ich wohl außen herum gehen müssen.«

»Ich bringe Sie gerne zur Tür, kein Problem.«

»Moment.« Aus der Innentasche seines Mantels holte er ein Passbild hervor, das die Datenbank geliefert hatte. Olivia sah grünlich aus, grün und überbelichtet. »Die Automaten machen das leider nicht so gut wie Sie, hätten Sie ein Besseres für mich? Sie sieht Ihnen übrigens ähnlich.«

»Ich habe keine Fotos von Olivia. Und wenn ich im Moment so aussehe, sollten Sie mir Ruhe gönnen«, sagte sie, mit einem Fünftel Lächeln im Gesicht.

Mila Sartori also.

Ohne Eile verstaute er das Bild im Mantel und reichte ihr mit zwei Fingern seine Visitenkarte. Sie las kurz, doch die übliche Reaktion blieb aus. Schon war sie im Flur, schon an der Haustür. Mit der gleichen Geschwindigkeit hätte sie einer Wespe das Fenster aufgemacht.

Während er ihr folgte, lugte er durch einen offenen Bogen ins Wohnzimmer. Dunkelrote Wand, davor ein golden gepolstertes Sofa, vielleicht Biedermeier, das wusste er nicht so genau. Kitsch pur, trotzdem war es deutlich charmanter als sein eigenes Sofa zu Hause. Nächstes Mal würde er sich setzen. Wenn er kam, nur um zu sagen, Mila, Ihre Schwester ist wieder da.

Und dann bekäme er Tee.

Hardy Schneider, Kriminalhauptkommissar seit einigen Jahren, brach gerne Türen auf. Es war die Faszination des Authentischen. Wo er eindrang, hatte niemand mit Besuch gerechnet. Briefe lagen auf dem Tisch, kalte Soße klebte am Herd, Kleidung flog herum und

erzählte, was die Menschen im Stillen so trieben, denn ein Höschchen auf dem Küchentisch war nun mal kein Höschchen auf der Leine.

Anders als der Streber Lennartsson riss er sich nicht um Arbeit, doch er nahm ihm bereitwillig diesen Job hier ab, weil er bestens informiert war, was sich gleich neben der Adresse befand: eine Automatenbude, deren Besitzer noch nicht in die betreiberfreundlichen Geräte investiert hatte. Weil der Senat die Casinos, die an jeder noch so kleinen Ecke Berlins vorhanden waren, inzwischen eingedämmt hatte, streckte Hardy sein Glückshändchen aus, wo es noch ging. Er fühlte, nah dran zu sein an einem dienstfreien, angenehmen Leben, fern von stinkenden Leichen und noch mehr stinkenden Kollegen, vorneweg Lennartsson, der unangenehm nach Klugheit roch.

Bei Olivia Sartori sah so weit alles schick aus, allet paletti Polizetti, nichts Auffälliges. Vielleicht war sie keine Ordnungsfanatikerin, aber da hatte er schon Schlimmeres gesehen. Die Wohnung kleiner als seine, gemütlich im Prinzip, eine typische, entspannte Mädchenbude mit Schnickschnack. Die Frau verstand was von Rotwein. Rauchte polnische Zigaretten. Videosammlung, aha, auch lustfreundliche Streifen.

Er schaute sich einen an, wenigstens zehn Minuten lang. Könnte doch einen Hinweis auf die Vermisste liefern. Vielleicht war sie in bestimmten Kreisen zu suchen. Vielleicht spielte sie in dem Film mit.

Als er aufbrach, fielen ihm dunkelrotbraune Flecken im Eingangsbereich auf. Ach, Scheiße.

Donnerstag, 4. März

»Gin, hör doch auf, morgens um neun diese Hektik, mir reicht schon das Gekeife der Elstern.«

Lennartsson sah von Hardy, der hinter seinen Monitor gekrochen war, nur spärliche Haare auf leicht öliger, knapp fünfzigjähriger Kopfhaut. Er tippte eine weitere Nummer in sein Telefon. »Hektik? Weil ich Olivia suche? Du warst doch der, der gestern die Spurensicherung wegen Rotwein gerufen hat.«

»Dunkle Flecken eben. An Teppichen lecke ich so ungern. Komm, lass stecken. Meine Karte liegt auf ihrem Tisch, sie wird sich melden, wenn wer die Tür bezahlen soll.«

Lennartsson ließ es klingeln. Auch wenn Olivia erwachsen war, sie blieb nun schon den vierten Tag verschwunden, und ihr Chef, der gestern die Anzeige erstattet hatte – also erst an Tag drei –, berichtete von aufgeregten Anrufen eines Mannes, wo die Schlampe sei. Keine ungewöhnliche Anrede in Berlin, dennoch wollte Lennartsson die Lage zweifelsfrei klären. Egal, ob er diese kleine Routinesache zu intensiv anging, eines war unübersehbar: Er brachte seit Monaten mehr Akten vom linken Stapel auf den rechten als Hardy, und das bedeutete doch wohl, dass er Erfolg hatte mit seiner Prise Ehrgeiz.

»Hör mal, Mister Tausendprozent.« Hardy hob den Zeigefinger. Er und seine billigen Gesten, mühsam abgeschaut aus unerträglichen B-Movies aus den Siebzigern. »Eine Vermisste ist noch lange kein Kadaver, um den wir uns zu kümmern hätten.«

»Eben. Bemerkenswert ist das ‚noch‘. Willst du warten, bis sie hereingetragen wird?«

»Klar, Gin, überall Mörder, Entführer, Terroristen. Du Schisser hättest in Schwaben bleiben sollen.«

»Heidelberg ist kein Schwaben.«

»Ihr Schwaben kommt hierher und glaubt nach zwei Jahren und drei Mal Fernsehturm, Berliner zu sein. Aber ich sag dir was, Großstädter wird man nicht per Umzug. Großstädtersein ist eine Lebenseinstellung, eine Kunst, eine ganz besondere Begabung. Und die ist angeboren, die kriegt man bei der Geburt verpasst, und zwar

in großstädtischen Kliniken, nicht auf irgendwelchen Küchentischen im Dorf. Ich weiß ja bis heute nicht, was da vorgefallen ist in deinem Kaff, aber mit Ruhm hat es bestimmt nichts zu tun.«

»Ich bin Schwede, kein Schwabe.«

»Ich rufe in deinem alten Dezernat an und informier mich.« Damit griff auch Hardy zum Hörer.

Wenig später gab er durch: Nummer zwei auf eins, Nummer fünf auf zwei und Nummer vier auf drei. Pferdewetten – mit den Ziffern von Olivias Hausnummer. Am Ende dankte Hardy lautstark Gott, dass der den Teltower Damm lang genug für dreistellige Zahlen gemacht hatte, und ging erst einmal eine Runde Buletten der Kanalisation zuführen, wie er sagte.

Kein Wunder, dass Lennartsson raus wollte. Zu Olivias Chef hätte er durchaus fahren können, um nachzuhaken, doch ihre Schwester Mila, diese erstaunlich grazile Frau von gestern, tippte Lennartsson mit dem kleinen Finger auf die Schulter und fragte, ob er Tee trinken wolle.

Das wäre doch normal gewesen.

Er suchte ihre Nummer heraus und rief sie an.

»Sartori«, meldete sie sich, ein wenig außer Atem. Im Hintergrund hörte er Geklapper, jemand sagte, wie schrecklich das sei, und – etwas dumpfer, als hielt sie den Hörer zu – was das wohl bedeute, die Polizei im Haus, ein Siegel ... Na, schönen Tag noch.

Er brauchte einen Moment, um zu begreifen. »Frau Sartori? Das Siegel an der Wohnungstür bedeutet, Sie bleiben draußen. Was machen Sie, bitte schön, bei Olivia? Was?«

»Nichts. Bei der Suche helfen.« Ihre Stimme klang nach einem windschiefen, kalten Treppenhaus, kurz vor dem Einsturz. Mehr sagte sie nicht.

Er nahm einen Bleistift und besah sich die Spitze. »Sie wollten doch nichts damit zu tun haben.«

»Ich habe schlecht geschlafen. Lassen Sie es mich wenigstens versuchen, vielleicht fallen mir mehr Dinge auf als einem Fremden. Sie waren offensichtlich in Olivias Wohnung. Sie oder Ihre Kollegen. Olivia – ich meine, Sie haben sie ja nicht hier gefunden, oder, Sie hätten mich doch angerufen?«

Vorsichtig steckte er den Stift in den Anspitzer. »So so, glauben Sie. Also schön, ich sage Ihnen was. Die Wohnung war in Ordnung, das Siegel ist nur Routine. Aber sagen Sie, wie sieht das aus, mit der Schwester nicht mehr zu reden – und stattdessen ihre Sachen zu durchwühlen?«, drehte er den Stift. Rapsch, rapsch, er musste aufpassen, nicht zu oft zu drehen.

»Ich kann nicht herumsitzen, während Sie mich verdächtigen, Olivia etwas getan zu haben.«

»Tue ich das?«

»Im Ernst«, erklang es eine Spur tiefer, als hätten sie nur gealbert und würden nun Klartext reden. »Ich möchte das aus der Welt schaffen. Je eher Sie sie finden, umso eher bin ich diesen Verdacht wieder los.«

»Und umso eher fragt niemand mehr nach alten Geschichten.«

»Möchten Sie nun meine Hilfe oder nicht?«

Bedächtig legte er den Bleistift zurück, als könnte man sich daran stechen. Dank Hardys Irrtum waren die Spuren schon gesichert, man konnte sie nicht mehr zerstören. Die verschwiegene Frau in der Wohnung ihrer vermissten Schwester, ja, das klang nicht mal schlecht. Er würde sehen, was sie dort wollte.

Jedem Kollegen hätte er es verboten.

Fünfundzwanzig Minuten später hielt Lennartsson vor Olivias Wohnblock, einem hässlichen Sechziger-Jahre-Fremdkörper tief unten im abgelegenen Zehlendorf, von dessen Wohlstand man hier, direkt am breiten Teltower Damm, nicht viel sah. Ein Haus weiter,

an der Ecke, leuchtete bunt ein kleines Spielcasino. Alles klar, Hardy, darum wolltest du unbedingt selbst den Job hier machen.

In Fahrstühlen wurde Lennartsson schlecht, also ging er die vier Stockwerke zu Fuß. Jeder hätte seine Schritte auf der Treppe gehört, doch als er ums Geländer bog, saß Mila reglos oben auf dem Absatz, wie ein Schulmädchen, das den Schlüssel vergessen hatte.

Auch als er die letzten Stufen nahm, rührte sie sich nicht. Schließlich setzte er sich neben sie. Zwei Schlüsselkinder also, die nicht wussten, wie sie den Nachmittag verbringen sollten. Er saß neben ihr, schaute auf seine Hände. Dann nickte er ihr zu. Was immer sie beschäftigte, ein Geständnis, wohin sie ihre Schwester geschleppt hatte, würde es nicht werden, hier auf der Treppe.

Ihre Augen sahen bei Tageslicht wacher aus, wie frischer Kaffee, mit einem Tropfen Milch. »Ich möchte noch etwas sagen.«

»Nur zu.«

»Tut mir leid, wenn ich schroff war.« Sie streckte ihm die Hand her.

»In Ordnung, sind wir nett zueinander«, griff er zu. Zart war sie, was ihn nicht überraschte, doch gleichzeitig zäh und sicher, irgendwie zusammengehalten von einer guten Portion Willen. Er versuchte es mit einem kurzen, kumpelhaften Lächeln. »Jetzt, wo wir nett zueinander sind, sagen Sie mir doch einfach, warum Sie Ihre Schwester nicht mehr mögen.«

»Es gibt eben Grenzen«, erhob sie sich. »Das gilt im Übrigen auch für Sie.«

Er stand ebenfalls auf und zog aus der Manteltasche Einmalhandschuhe. »Hier. Wenn hinter dieser Tür ein Abdruck von Ihnen stammt, haben wir ihn zwar schon, aber fürs Protokoll, dass er nicht von heute sein kann.«

Und schon wurde der Kaffee umgerührt. »Sie denken, ich war neulich schon hier? Geben Sie her.«

Lennartsson grinste, streifte ebenfalls Handschuhe über, brach das Siegel und hielt inne. »Bevor Sie hysterisch die Nachbarn herbeischreien, das auf dem Teppich ist Rotwein, kein Blut. Bitte, nach Ihnen.«

Augenblicklich schlug ihnen Gestank entgegen, ein Gemisch aus abgestandener Luft und Schimmel, das den Hals zu verstopfen schien. Mila lief links in die Küche und kippte das Fenster. Aufreißen konnte sie es nicht, weil auf dem Tisch davor etliche leere Colaflaschen standen. Lennartsson wusste, es gab keine Einbruchspuren, und hielt sie nicht zurück. Ein kalter Windhauch kroch zögernd zum Fenster herein.

»Sie waren doch schon drin. Warum haben Sie nicht gelüftet?«, keuchte Mila.

»Mein Kollege war hier. Der hält viel aus. Seien Sie vorsichtig, ja? Verschieben Sie nichts.« Er lehnte sich in den Türrahmen, verschränkte die Arme und ließ seinen Blick über Olivias Leben schweifen.

Überall Tassen mit Kippen. In der fleckigen Spüle Geschirr, vertrocknete Teebeutel, auf der Arbeitsplatte ein Arzneifläschchen in einer Lache. Hustensaft. Daneben Hardys Karte. Bisschen unordentlich, hatte der berichtet. Hier und da schwarz bestäubte Stellen voller Fingerabdrücke.

Und Dutzende leeren Dosen. Ravioli, Eintöpfe, Würstchen. Katzenfutter. Lennartssons Augen suchten den Boden ab und fanden ein Schälchen, in dem schwarze Brocken klebten, von der Katze selbst sah er zum Glück kein Haarbüschel. Schon der Anblick der Schale löste in seinem Rachen ein trockenes Brennen aus.

»Gabeln in den Dosen. Keine Teller«, schüttelte sie den Kopf.
»Dass es so schlimm ist.«

»Hätten Sie mal angerufen, wenn Sie das gewusst hätten?«

»Sie sind wirklich widerlich. Aber wenn ich nachdenke, Herr Kommissar, dann möchte ich Sie gerne mal fragen, wie es Ihrem Onkel geht, Sie wissen schon, dem mit der tollen Kamera?«

In der Tat, hatte der nicht im Februar Geburtstag? Lennartsson wechselte die Seite in seinem Türrahmen und sah stumm zu, wie sie vor dem kleinen Kühlschrank in die Hocke ging und ihn öffnete. Hastig zog sie ihren Schal vor die Nase. »Das grüne Zeug in der Schüssel könnte Kartoffelsalat gewesen sein.«

»Mutig sind Sie ja, Miss Marple.«

»Herr Inspektor, ich hätte Sie für ernsthafter gehalten.«

»Tschuldigung.« Wie gewissenhaft sie war, wie niedlich sie ihre Polizeiarbeit verrichtete, es rührte ihn fast. Im Grunde war sie das Gegenteil von Hardy. Er ließ sie weiter alles untersuchen, schließlich trug sie die Handschuhe.

»Die Eier«, sagte sie, »letzte Woche verpackt. Also muss Olivia danach noch hier gewesen sein. Bloß wann. Vielleicht finden wir einen Kassenzettel.«

»Heutzutage gibt es Kontoauszüge.«

Sie kam hoch und drückte den Kühlschrank fest zu, ließ ihren Blick durch die Küche wandern. »Da, auf dem Herd, der Einkaufsbeutel. Der ist so sauber, der kann noch nicht lange hier sein.«

»So wie Sie«, entfuhr es ihm.

»Wie meinen Sie das, bitte?«

Er legte den Kopf schief. »Vielleicht bin ich weniger kritisch, wenn ich nicht mehr ständig über Ihre Schwesterliebe nachdenke.«

»Vielleicht. Hören Sie doch einfach damit auf.«

Aber so einfach war das nicht. Die halbe Nacht hatte er damit aufhören wollen. Wenn sie doch bloß seltsam gewesen wäre, geistig verwirrt, überheblich oder wenigstens dumm. Eine kleine dumme Frau, die, im Gegensatz zu ihm, der gerne Geschwister gehabt hätte, nichts begriff, eine, die den Kontakt abbricht, weil die Schwester fünf Mal zu spät gekommen ist. Eine, die beleidigt ist, wenn die

Schwester nicht zurückruft. Eine, die Geld verleiht und nach einer Woche mit Anrufen nervt, wo die Rückzahlung bleibt. Eine, die auf Geschwister pfeift, aus vermessener Arroganz heraus. Dann hätte er sich nicht länger Gedanken machen müssen, was hinter dem Streit der Schwestern stand, von der eine immerhin verschwunden war. Dann hätte er schlafen können, in dieser verrückten kranken Stadt. Aber sie war leider keine Idiotin.

Vorsichtig steckte sie ihren Arm in den Beutel, grub darin herum und holte einen Zettel hervor. »Vielen Dank, Ihr Euro 2000, vierzehn Uhr fünfundvierzig, Mittwoch. Sehen Sie, Herr Kommissar, das war gestern. Na bitte. Während Sie sie suchen, geht sie shoppen.«

»Es ist nur Papier. Dass sie lebt, glaube ich erst, wenn sie mir die Hand schüttelt.« Hardy, der gestern nur wenige Stunden später hier gewesen war, hatte keinen Zettel bemerkt. Was eigentlich nichts Besonderes hieß, denn Hardy war Hardy und nie gründlich genug.

»Eier im Sonderverkauf«, las sie vor. »Mein Gott, Eier. Die kauft man doch so frisch wie möglich. Das hat sie von Mathilde.«

»Von wem?«

»Mathilde Steinhausen, eine frühere Freundin. Sie hatte diesen unglaublich nervenden Sparfimmel. Leider gab sie ihre Tipps ständig weiter, auch an die, die das Leben lieber genossen.«

»So wie Sie?«

Kurzes Innehalten. »So wie ich, Herr Hauptkommissar. Sie haben ja keine Ahnung, wie sehr ich das Leben genoss, all die Partys, die Drogen. Männer ohne Ende. Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Eine gute Freundin von Olivia?«, nahm er ihr den Zettel ab und zückte ein Tütchen.

»Früher, wie gesagt. Auch sie verloren sich vor Jahren aus den Augen.«

»Warum?«

»Warum. Ach, Sie Polizist und Ihre Fragen. Sie kennen Olivia eben nicht.«

»Das möchte ich gerne ändern.«

»Dann machen Sie es doch nicht hintenrum. Warten Sie hier auf sie. Wenn es länger dauert, hat sie drüben bestimmt ein Bett.«

Da musste er grinsen. »Meine Informationen machen es mir unmöglich, mich in Olivias Bett zu legen, Miss Marple. Aber das werden Sie gleich selbst feststellen. Gehen wir nach nebenan.«

Das einzige Zimmer der Wohnung gab sich wie ein städtischer Mülleimer, nicht leuchtend orange, sondern wie das Innere. Auf den grauen, abgewetzten Teppichfliesen vergammelten benutzte Taschentücher, dazwischen lagen Compact Discs und auch hier diese Dosen, stinkend, mit Gabeln drin. Die meisten standen auf einem kleinen Couchtisch, als hätte Olivia ferngeschaut und dabei Ravioli gegessen. Kalt? Warm? Jedenfalls nicht gerade stilvoll. In einer Zimmerecke muffelte ein Schrank aus Spanplatte, leicht modrig oder nach Mottensäcken. Ein aufgeklapptes Schlafsofa füllte den Raum fast aus. Das dunkle Laken, das herunterhing, war voller Flecken. Lennartsson verriet Mila nicht, dass es sich laut Spurensicherung um Sperma handelte, doch in ihrem Blick war unschwer Ekel zu erkennen. Informationen angekommen.

Vorsichtig arbeitete er sich zur hinteren Ecke vor, in der ein Fernseher stand und wo ein kahler Ficus verkümmerte, stieg über dunkle Kleider und schwarze Strumpfhosen. Die beiden Schwestern waren sich hinsichtlich ihrer Kleidung ähnlich, aber das war auch schon – so blieb zu hoffen – alles an Ähnlichkeit.

Der Ficus steckte in trockener Erde, zusammen mit ein paar Kippen. Viceroy, eine britische Marke, die vor allem im Osten verkauft wird. Lennartsson bückte sich, zückte ein Tütchen und steckte fünf Stück ein. Was für eine armselige Pflanze, dachte er, bei Mila gäbe es das nicht.

Sie sah ehrlich betrübt aus, es traf sie, wie die Schwester hauste, zweifellos. Vorsichtig öffnete sie den schmalen Schrank. »Wenig

Kleidung. Keine Unterwäsche. Vielleicht ist sie nach dem Einkauf verreist?«

Oder sie zog grundsätzlich keine Wäsche drunter, dachte Lennartsson. Hier war irgendwie alles möglich. »Was ich nicht verstehe: Wenn sie erst hier war, in den letzten Tagen, so wie der Kassenzettel aussieht, warum hat sie nichts gegen den Dreck unternommen? Allein der Geruch.«

»Sie hat das nie hibekommen mit dem Aufräumen.« Sie zögerte. »Seit der Therapie putzte sie sonnabends. Wenigstens das. Ich weiß das von meinen Eltern.« Mit spitzen Fingern holte sie einen Becher Joghurt aus dem Wäschefach. »Vielleicht sind sie nicht auf dem neuesten Stand.«

»Stellen Sie den wieder hin. Sie reden mit ihnen über Olivia?«

»Selten«, sagte sie.

Neben dem Ficus am Boden hatte Lennartsson das Telefon entdeckt, er nahm es aus der Basis und drückte einige Tasten. »Erstaunlich, welche Einzelheiten Ihre Eltern Ihnen berichten.«

Falls sie den Argwohn in seiner Stimme hörte, übergang sie ihn. »Meine Mutter«, erklärte sie, »sie verliert sich gern in Details. Sie sprach mit mir übers Putzen generell, aber es ging ihr, glaube ich, um mein Haus, das nicht an allen Stellen keimfrei ist.«

»Wo zum Beispiel?«, betrachtete er das Telefon. Bescheuert, Gin Lennartsson, bloß aus der Gewohnheit heraus, bei Nebensächlichkeiten nachzuhaken. Doch sie schien nichts zu bemerken, grinste nicht – richtig anwesend war sie nicht. Er schob nach: »Gehört das Haus Ihnen?« Schon besser.

»Meine Eltern haben es mir geschenkt, nachdem sie aufs Land gezogen sind. Es ist mein Erbe. Was machen Sie da?«

Überlegen, warum jemand sein Erbe zu Lebzeiten verteilt. Vielleicht waren die Eltern keine schlechte Anlaufstelle für Informationen. »Haben Sie ihnen erzählt, dass Olivia weg ist?«

»Meine Eltern würden darüber nur lachen.« Mila kam herüber und zeigte mit dem Finger auf das Telefon. »Was schnüffeln Sie da?«

»Ob seit gestern noch weitere Anrufe eingegangen sind oder getätigt wurden.«

»Und?«

»Ermittlungsgeheimnis.«

»Ich dachte, wir arbeiten zusammen?«, stemmte sie die Hände in die Hüften. Miss Marple in jung, schlank und in Farbe. Die Haut ein kleines bisschen italienischer. Eigentlich, ganz ehrlich, ohne jede Ähnlichkeit mit Miss Marple; er wollte demnächst googeln, um eine modernere Variante aus der Literatur zu finden. Sein letztes Buch, das war Jahre her.

»Wir arbeiten zusammen, natürlich. Sie sind aber noch in der Probezeit«, stellte er fest. »Gut. Samstags putzen, das hat Olivia dieses Mal nicht geschafft. Viel mehr sehe ich hier nicht. Jedenfalls nichts, was uns weiterbringt. Ich meine, was mich weiterbringt. Gehen wir.«

Er bot an, sie nach Hause zu bringen, doch sie lehnte ab. Um halb elf müsse sie in der Agentur sein und sei sowieso mit einem geliehenen Wagen da.

Schließlich versiegelte er die Wohnungstür erneut, reichte Mila Sartori die Hand und nickte freundlich: »Wir sehen uns.«

Gut sechzig Kilometer südöstlich, im beschaulichen Dorf Breesow in der Nähe von Bad Saarow, fegte Olivias Mutter, Frau Helene Sartori, mit raschen Stößen den schmalen Weg vor ihrem Eigenheim, das ihr Mann nach der Wende günstig erworben hatte. Berlin war interessant gewesen, doch die Ruhe hier, die weiten Felder, die Langsamkeit, mit der das Leben vor sich hin floss (Feste der Feuerwehr, Feste der Fußballjugend, der Chor), gaben ihnen das Gefühl, im Alltag noch mithalten zu können.

Vor, zurück, vor, zurück, vor. Noch war der Weg nicht sauber genug. Vor, zurück. Ein kleines gelbes Ding blinkte zwischen den Steinfliesen auf. Sie bückte sich. Ein Kronenkorken. Sternburg. Bier?

»Antonio?«, rief sie ins Haus hinein.

Keine Antwort.

Die Stirn gerunzelt, steckte sie den Kronkorken in die rechte Tasche ihres Haushaltskittels und beugte sich wieder über den Besen. Vor, zurück, vor. Es musste sein, auch wenn die Kälte an ihren Beinen drängelte.

An der Stufe zur Eingangstür kehrte sie besonders gründlich, nahm die Matte hoch, fegte Blätter und Sand zur Seite.

Sie griff zu Handfeger und Kehrblech und beförderte den Haufen hinauf. Den Kronkorken hätte sie wunderbar dazulegen können. Sie vergaß ihn.

Da, am Topf mit den Schneeglöckchen lag ein wenig Erde. War die Katze wieder hier gewesen!

Frau Helene Sartori hob den Blumentopf hoch, nahm den Untersetzer und stellte beides oben auf der Stufe nebeneinander ab. Mit dem Handfeger sammelte sie die Erde ein.

Sie stellte den Untersetzer zurück, griff nach dem Topf und wollte ihn wieder obenauf setzen, als sie begriff, was nicht so war wie immer.

Ach, Olivia! Hatte sie wieder nicht den Schlüssel unter die Schneeglöckchen zurückgelegt.

Gegen vier Uhr nachmittags verließen Lennartsson und Hardy die Autobahn, vor ihnen sanfte Hügel mit zwei, drei eingestreuten Dörfern, eines von ihnen vermutlich Breesow. Für einen Augenblick durchstieß die Sonne die Wolkendecke und hauchte etwas Licht in die Felder, machte sich aber, wie Hardy neunmalklug bemerkte, gleich wieder vom Acker.

Hardy räkelte sich. Natürlich war es das Erste für ihn gewesen, die Sitzheizung des Volvos einzuschalten. »Schau mal, Kühe. Gar nicht so übel zum Altwerden, hier auf dem natürlichen Gelände. Nur noch zwanzig Jahre malochen bis zur Pension, alter Schwede.«

Nicht mit dir, dachte Lennartsson. Die zwei Jahre würde Lennartsson vollmachen, wie sein Dickkopf es beschlossen hatte, damals, als die Kollegen ihn gleich an seinem ersten Tag in Berlin vor Hardy gewarnt hatten. Vor Hardy, der viele Jahre zuvor zugesehen hatte, wie sein Partner erschossen wurde, und nur noch alleine arbeiten und alleine scheißen wolle, wie er es ausdrückte.

Zwei Jahre. So lange hatte keiner von Lennartssons Vorgängern durchgehalten, und bevor er den Rekord nicht brach, wollte er nicht gehen. Es verlieh dem Ganzen einen Sinn, als wäre er eben nicht umsonst nach Berlin gekommen. Die Chancen, sein Ziel zu erreichen, standen gut. Inzwischen, nachdem er Fälle aufgeklärt hatte, ohne Hardy großartig mit ihnen zu belasten, waren sie tatsächlich auch mal beim Bier gegessen. Zwei Jahre. Jetzt ging es nur noch um ein paar Tage.

Hardy furzte. Wortlos betätigte Lennartsson die Lüftung.

Dann war es also schon fast zwei Jahre her, dass er Gabriela nach Berlin gefolgt war. Gefunden hatte er sie nie, obwohl ihm als Polizisten doch alle Datenbanken offen standen. Als wäre sie gleich nach Polen weitergezogen, oder sonst wohin. Erst nach über einem Jahr hatte er seine letzte Umzugskiste ausgepackt, die mit den Sachen, die sie vergessen hatte bei ihrem plötzlichen Aufbruch. Man könnte es auch Flucht nennen. Die letzte Kiste. Ihren Epilierer legte er mit einem Zettel »Zu verschenken« in die Toreinfahrt, zusammen mit Kleidern und ein paar Frauenromanen. Der Epilierer war sofort weg.

Jetzt war Olivia weg.

Kein Grund, nostalgisch zu werden.

Tausend Gründe, warum jemand verschwindet, dachte Lennartsson, meistens harmlose Anlässe wie Streit oder Überlastung. Trotzdem. Er klemmte sich hinter diesen halben Fall mit übertriebenem Ehrgeiz, wie er zugeben musste, fast als könnte er irgendetwas aufhalten. Als könnte er, wenn er Olivia fand, beweisen, dass niemand in diesem bürokratischen Land verschwinden kann, wirklich niemand, es sei denn, er ist tot.

»Schafe!«, meldete Hardy glücklich. »Dreizehn Stück, wenn das mal nicht zwei Endziffern für die Sonnabendziehung sind.«

Lohnte sich die Fahrt ja doch für ihn, der es zwar als hirnrissig eingestuft hatte, jetzt schon die Eltern aufzusuchen, aber Ausflüge grundsätzlich begrüßte. Hauptsache, weg von den Kollegen.

Das Ortsschild leuchtete ihnen entgegen: Breesow, Landkreis Oder-Spree. Ein sauberes Schild ganz ohne Graffiti.

Lennartsson stellte den Wagen vor einem unscheinbaren Einfamilienhaus ab. Weit und breit kein Mensch zu sehen. Vermutlich hätte er den Schlüssel stecken lassen können.

Eine Frau um die sechzig öffnete die Tür, lächelte, fuhr sich mit der Hand an die hochgesteckten Haare. »Guten Tag, die Herren?« Ihr Hochdeutsch klang astrein.

»Frau Sartori?«, fragte Lennartsson.

Sie zog die Bluse zurecht und prüfte, ob alle Knöpfe da waren, Töchter vermisste sie keine. Mila hatte die Eltern wohl nicht informiert.

Sie hielten die Ausweise hin, stellten sich knapp vor.

»Antonio?«, sprach sie ins Haus hinein. Kurz darauf wurde sie zur Seite geschoben.

Lennartsson fragte sich, warum alle Italiener, die er traf, klein waren. Er hasste Klischees, vor allem, wenn sie zutrafen. Sartori sah hoch, warf ihm einen seltsam runden Blick zu und nahm den Ausweis an sich, um ihn zu studieren. Als er das Dokument zurückgab,

lächelte er breit, wissend, als hätte er Lennartsson in der Hand. Garantiert wegen des Vornamens Gin.

Die Eltern schauten sich an, bis der Vater vorschlug, hineinzugehen. »Worum geht es?«

»Um Ihre Tochter.«

Im Wohnzimmer bot Sartori ihnen die beiden Sessel an, räumte eine Zeitung samt Lesebrille vom cremefarbenen Ledersofa auf den Ecktisch und setzte sich, die Hände auf den Knien.

Seine Frau stellte die Getränkefrage. Lennartsson verzichtete.

»Für mich Kaffee mit viel Milch und einem Extraportionchen Zucker.« Hardy schmiegte sich in die Polster und legte seine Arme ab wie einer, der sich auf den beginnenden Film freut.

Helle, warme Farben. An den Wänden wenige harmonische Gemälde, deutlich anders als die Airbrush-Geschichten, die Lennartsson von den Wohnungen der Totschläger kannte.

Abzug gab es für die unzähligen Puppen aus Porzellan, die in Vitrinen hockten und mit makellosen, blassen Gesichtern in jeden Winkel des Raumes starrten. Wie würden sich Verdächtige fühlen, dachte Lennartsson, wenn im Vernehmungszimmer diese stummen Zeugen saßen. Doch solche Quälereien hätten die Gesetze nicht zugelassen.

Helene Sartori klapperte in der Küche, ihr Gatte saß steif auf seinem Sofa und musterte Hardys behaarte Hände, die das Polster streichelten, und Lennartsson entdeckte auf einem Sideboard, zwischen Kerzen und Gestecken aus Trockenblumen, einen goldenen Bilderrahmen, die Ecke mit einem schwarzen Band versehen. Ein Baby, mit einer blauen Pudelmütze auf dem Kopf.

Ein totes Kind in der Familie.

Zu wem gehörte es?

Milas Bruder war es kaum, sonst wäre das Foto schwarzweiß oder wenigstens verblichen gewesen. Das Bild hatte er weder bei Mila noch bei Olivia gesehen. Er würde nachfragen, sobald es sich ergab.

Helene Sartori servierte allen Anwesenden Kaffee und Wasser, auch Lennartsson, und nahm neben ihrem Mann Platz. Der legte den Arm um sie, schaute von einem Beamten zum anderen und fragte, was nun mit Mila sei.

Lennartsson beugte sich vor, schob den Kaffee von sich. »Sie denken, wir sind wegen Mila hier?«

»Um Olivia muss man sich ja keine Sorgen machen.«

»Um Mila schon?«, hakte er nach, dankbar für die Vorlage.

Sartori lachte. »Sie ist eben die Jüngere, Madonna. Was ist überhaupt los?«

Lennartsson lehnte sich zurück. »Olivia ist seit Montag verschwunden. Ihr Chef hat gestern Vermisstenanzeige erstattet.«

Sartori lachte noch lauter. »Porca Miseria! Anzeige! Olivia, unser lustiges Mädchen. Eben noch hier, schon wieder weg.« Noch einmal lachte er herzlich, seine Frau mit. Hardy grinste hinter seinem Kaffee.

»Sie ist drei Tage nicht zur Arbeit erschienen, unentschuldigt.«

»Sie macht in der Werkstatt nur die Buchhaltung. Wir wissen, sie ist dort nicht glücklich.«

»Ich bin auch nicht immer glücklich mit meinem Job.« Lennartsson hatte keine Lust, die Sache abzutun wie alle Menschen in seiner Umgebung: »Aber solange ich lebe, gehe ich hin und arbeite.«

Sartori schluckte. Natürlich lebe Olivia, empörte er sich vorsichtig. Erst vorletzten Sonntag sei sie hier gewesen. Ja, nickte seine Frau, sie habe hier gegessen, Rinderbraten mit Erbsen und Möhren, dazu gekochte Kartoffeln und dunkle Soße. Hardy verlangte grinsend das Rezept, dieses Arschloch, und sie nickte bloß wieder.

Ihr Mann lachte immer noch, es klang aber boshafter und erinnerte Lennartsson an Rumpelstilzchen. »Olivia taucht immer wieder auf«, kicherte Sartori, »egal, was passiert.«

»Was zum Beispiel ist vor zwölf Jahren passiert?«, fragte Lennartsson. Vorlage Nummer zwei. Sartoris Augen wurden etwas runder, aber sonst sah man keine Reaktion, er schwieg. »Ihre Töchter reden seitdem nicht mehr miteinander«, fügte Lennartsson hinzu.

»Ach das. Das werde ich auch nie verstehen. Da war nichts Bestimmtes.«

»Mila ist anderer Meinung.«

»Sie hat mit Ihnen gesprochen? Das wundert mich. Sie ist doch so misstrauisch gegenüber Fremden. Weißt du noch, Helene, als man sie angeblich verfolgt hat? Vor zwei Jahren?« – Nicken. – »Sie zeigte es sogar an, aber Ihre wertigen Kollegen ließen die Sache fallen, weil Mila sich alles nur einbildete.«

Das konnte Lennartsson mühelos überprüfen. Es musste stimmen. Was sollte das hier? War nicht Olivia die überspannte Schwester, die das Aufräumen nicht schaffte? »Wann genau war Olivia in Therapie?«

»Hat Mila das behauptet?«, staunte Sartori. »Sie bringt etwas durcheinander. Olivia hatte mal einen Freund, der Psychologe war, das ist alles. Wir brauchen keine Therapien. Wir sind normale Leute, die ihre Probleme mit Herz und Verstand lösen.«

Seine Frau nickte.

»Es sollte kein Vorwurf sein«, beschwichtigte Lennartsson. »Vielleicht hat Olivia es Ihnen nicht gesagt.«

»Ausgeschlossen. Von Olivia bekommen wir alles mit.«

»Von Mila nicht?«

Hardy begann, ihn zu mustern.

Der Vater breitete die Arme aus. »Madonna, nein. Mila ist selten hier, höchstens an Feiertagen. Wie gesagt, es ist schwierig mit ihr.

Sie reimt sich vieles zusammen, sfortunamente. Man kann leider nicht in sie hineinblicken. Aber verstehen Sie recht, sie ist eine wunderbare Person. Nur zu sensibel. Es gab keinen Streit. Niente.«

Lennartsson wandte sich an Helene Sartori. »Haben Sie als Eltern nicht versucht zu vermitteln, wenn doch alles nur ein Missverständnis war?«

»Natürlich«, sagte ihr Mann. »Mila war schon immer stur. Als wir Berlin verließen, blieb sie alleine dort, um die Ausbildung zu beenden. Wir erlaubten es, wir waren großzügig, wie immer. Erst sechzehn war sie und so stur, richtig stur, das glauben Sie gar nicht. Das Abitur holte sie später nach, und dann studierte sie Design. Sie lebte schon immer in ihrer eigenen Welt und konnte ausgezeichnet malen. Wir können wirklich stolz sein, in dieser Hinsicht. Was wollen Sie eigentlich?«, fragte Sartori.

»Mir ein Bild machen. Glauben Sie, Mila könnte Olivia etwas antun?«

»Bestimmt nicht«, lachte Sartori. »Sie hätte nicht die Nerven.«

Lennartsson stand auf und schlenderte zu den Ölbildern. Versuchte, die Signatur zu lesen.

»Die hat ein Nachbar gemalt«, erwähnte Sartori. »Sind wir fertig?«

»Und wer ist das?«, deutete Lennartsson auf das Foto des Jungen.

»Porca Madonna«, flüsterte Sartori, stand auf. »Es ist gleich fünf, wir trinken jetzt unseren Kaffee.«

»Nehmen Sie mein aufrichtiges Beileid an, bitte. Es muss entsetzlich sein, ein Kind zu verlieren.« Lennartsson log nicht einmal – obwohl das mit Gabriela eine andere Sache war –, aber er fand selbst, es klang nicht ganz echt, vielleicht zu routiniert. »War es Olivias Kind? Oder Milas?«

»Das ist Nicolo, er ist schon lange tot. Und jetzt entschuldigen Sie uns. Bitte!«, verlangte Sartori. Seine Frau nickte, ein wenig bleich.

Hardy rappelte sich hoch, stellte klirrend seine Tasse ab und rief:
»Na denn!«

»Herr Sartori, wir müssen Olivia einschätzen, dazu gehört auch ihr auffälliges Verhältnis zu ihrer Schwester. Ist der Junge der Grund, warum die beiden nicht mehr miteinander sprechen?«

»Kaum. Mila ging Olivia schon vor Nicolos Tod aus dem Weg.«
Er sah seine Frau an. »Er war Olivias Sohn. Aber selbst dann, als er starb, kam Mila nicht auf sie zu. Mila ist, ja, sie ist ungenlenk mit Menschen. Ein wenig verdreht.«

Lennartsson fühlte sich von den Eltern immer gründlicher beraubt. Konsequenz nahmen sie ihm, was er über Mila zu wissen glaubte, auch wenn es nicht viel war. Die sensible Mila, die Frau mit den Schneeglöckchen, teilnahmslos? Ein Kind stirbt, da springt man doch über seinen Schatten und steht der Mutter bei, dachte er, egal, was vorgefallen war. Er begriff es nicht. »Hoffentlich hat er nicht gelitten.«

»Er ist ertrunken. Im Meer. Wir haben alles der spanischen Polizei in San Roque zu Protokoll gegeben«, sagte Sartori.

Seine Frau nickte.

Lennartsson beschloss, das hier zu beenden, und er fragte nach Fotos der beiden Töchter.

Sofort zog Hardy eine Augenbraue hoch. Manchmal war er eben doch aufmerksam. Auch Sartori schien den Plural zu bemerken. Grimmig antwortete er: »Meine Frau holt Ihnen eines von Olivia.«

Sie tat, was man ihr sagte.

Stadteinwärts fuhr niemand, während die Pendler auf der Gegenfahrbahn in die dunkelgraue Landschaft zurückschlichen. Hinfahren und herfahren, das ewig gleiche Spiel, vom Däumchendreihen unter der Dorflinde wurde leider niemand satt. Bis auf Hardy.

»Guter Kaffee. Nette Leute«, resümierte er.

»Sie hat dir das Rezept nicht gegeben.«

»Und dir kein Foto von deiner Kleinen. Die hat dich ja mächtig interessiert. Also war sie der Grund für die Reise?«

Lennartsson überholte erst eine Reihe von Autos, bevor er antwortete. »Ich schlage mich eben auf die Seite der Unterdrückten, das müsstest gerade du doch wissen.«

»Ha-ha. Was willst du von ihr?«

Eine Discomelodie schepperte metallisch durch das Auto, Hardy stemmte den Hintern hoch und nestelte an seiner Hosentasche. Hoffentlich hatte er die Frage nach dem Gespräch wieder vergessen. »Liebe Linda! Moment.« Er schaffte es, auf Freisprechen zu stellen.

»Ortung erfolglos, Olivia Sartoris Handy ist tot«, meldete die Kommissarin, »Verbindungsdaten sind noch unterwegs. Letztes Gespräch im Festnetz mit einer Mathilde Steinhausen. Ist schon etwas her, aber die Frau steht auch frisch auf der Liste der entgangenen Anrufe, Mittwoch um halb vier. Wollt ihr die Adresse?«

»Lass mal«, sagte Hardy.

»Schick sie mir«, bat Lennartsson. »Wir fahren gleich morgen früh hin. Und frag Olivias Krankenkasse, ob sie irgendwann in Therapie war. Danke.« Um die Spanier in San Roque würde er sich selbst kümmern.

»Wird gemacht. Noch zur Wohnung: Kein Blut, kein Kampf, keine prominenten Abdrücke. Interessant sind die Spermaspuren im Bett, die sind nämlich nicht von einem Mann, sondern von zweien.«

»Pfui«, rief Hardy. »Danke, Linda! Bis dann, Schätzchen!« Er verstaute sein Telefon wieder und streckte die Hände mit gespreizten Fingern von sich. Verzog den Mund, bis die gelben Häuse der unteren Zahnreihe frei lagen. Lennartsson sah schnell wieder nach vorne.

»Von zweien«, stöhnte Hardy. »Ob die Spuren gleich alt sind? Oder stell dir vor, sie sind es nicht, das heißt doch, sie hat zwischen den Männern das Laken nicht gewechselt. Mein Sperma gefriert.«

Tu nicht so, dachte Lennartsson. »Das hieße auch, die Männer wussten nicht unbedingt voneinander. – Zunächst.«

»Eifersucht, ick hör dir töten«, brummte Hardy. »Na, mal sehen. Jetzt sag, was ist das mit der Kleinen? Du stehst doch auf die.«

Leider nicht vergessen. Lennartsson überlegte. »Ich kann sie nicht greifen. Wenn ich zupacke, schlüpft sie aus ihrer Verkleidung heraus, und ich halte nur den leeren Stoff in der Hand.«

»Dann ist sie nackt?«

»Hardy. Ist sie nur eine Zeugin? Eine Verdächtige? Hobbydetektiv? Eine kluge Frau, wie ich mir einbilde, oder menschlich unfähig, wie die Sartoris sagen? Nach wie vielen Schichten ist Schluss mit den Kostümen? Die Eltern sind weiß Gott keine Hilfe, wie sollten sie überhaupt objektiv sein.«

»Ganz danebenliegen können sie wohl nicht, oder?«

Lennartsson schüttelte den Kopf. »Sensibel ist sie. Aber übergeschnappt, das sehe ich nicht. Kann ich mich auf mein Gefühl verlassen? Vielleicht ist es das, was mich beschäftigt.«

»Spring halt mit ihr in die Kiste.«

»Danke. Und dieser Widerspruch: Mila gibt zu, es gab Streit, die Eltern nicht.«

»Eltern sind immer die Letzten, die was erfahren. Wenn ich überlege, was meine Alten alles nicht wussten. Du, mein Lieber, hast nicht mal Kaugummi geklaut, stimmt's?«

»Es geht hier bestimmt nicht um Kaugummi.«

»Und, hast du geklaut?«

»Und nenn mich nicht ‚mein Lieber‘. Für heute ist Schluss.«

»Du willst heim? Winnetou drei gucken?« Hardy grinste, warf die Hände an die Brust, überstreckte den Hals und starb.

»Wenn es sein muss.«

»Du mit deinen Hummeln im Hintern hältst es doch keine fünf Minuten auf dem Sofa aus, ohne Arbeit, ohne Hobbys, und vor allem ohne eine heiße Squaw, die Schnittchen macht. Molle?«

Auf ein Bier mit Hardy? Lennartsson dachte an seine zwei kargen Zimmerpflanzen, die zu Hause froren. Wenn jemand wartete, war es die Katze der Nachbarin, die an der Tür kratzte. Ein Geräusch, das er mittlerweile selbst dann hörte, wenn die Katze gar nicht kam. Da er selten Essbares im Haus hatte, gab es keinen logischen Grund für dieses Tier, an ihm zu hängen. Sein Part in dieser Liebe bestand darin, ihr aus dem Weg zu gehen, damit der asthmatische Husten ausblieb.

Hardy grinste. »Oder ist bei dir daheim alles rosa?«

Warnblinker.

Stau.

Lennartsson blickte in das Auto, das neben ihnen zum Stehen kam, ob Olivia darin saß und einfach nur lachte.

Wie verrückt oder wie verzweifelt musste man sein, um mit seiner Schwester für immer zu brechen.

Mehr unter midnight.ullstein.de